



Zuversicht

Vortrag am 16. Januar 2025 beim Empfang der Stadt Bad Reichenhall und der Gebirgsjägerbrigade 23

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Dr. Lung,
sehr geehrter Herr Brigadekommandeur Oberst Peterrat,
sehr verehrte Damen und Herren,
liebe Festgäste,

vor gut einem guten Jahr habe ich hier in Bad Reichenhall eine meiner ersten Predigten als neuer Regionalbischof gehalten. Herr Oberbürgermeister Dr. Lung und seine Frau waren damals, in der Evang. Kirche hier gegenüber, anwesend. Der äußere Anlass war die Einweihung neuer Kelche und Schalen für die Feier des Abendmahls. Das Thema meiner Predigt war ein starkes Bild aus der Apokalypse, dem letzten Buch der Bibel. Dort wird von einer Tür erzählt, die Gott für alle offenhält und die niemand schließen kann. Ich will Ihnen heute keine Predigt halten, keine Angst. Ich hab nur damals zum Einstieg eine Erfahrung erzählt, und das ist ein Grund, warum ich heute hier stehe. Ich hab erzählt, dass es bei mir nämlich gelegentlich daheim die Haustür zuhaut, der Schlüssel liegt drin, ich bin drauß und dann ist nix mehr mit offener Tür. Nach dem Gottesdienst im Wirtshaus sagte der Herr Oberbürgermeister, er habe sich voll abgeholt gefühlt und lud mich ganz spontan heute zu diesem Empfang. Ich danke Ihnen herzlich für diese Einladung. Meine Schlüssel habe ich heute nicht vergessen, Sie hoffentlich auch Herr Lung, so dass wir diesen Abend heute ganz entspannt genießen können.

Ich möchte Ihnen heute Mut machen und über etwas sprechen, das wir derzeit so dringend brauchen wie schon lange nicht mehr. Ich möchte heute über Zuversicht sprechen.

Ich habe drei gerade erwachsene Kinder, Anfang Zwanzig, die gerade beginnen, die Welt für sich zu erobern. Das ist ja mit die grandioseste Zeit im Leben – die Schule ist geschafft, vor mir die große Freiheit, das Leben, Liebe, tausende Möglichkeiten... In dem Alter gehört Zuversicht zur Grundausstattung. Aber wenn wir zusammensitzen und über die Welt sprechen, dann fällt es mir derzeit schon schwer, meinen Kindern Zuversicht zu geben. In vier Tagen wird Donald Trump wieder als Präsident der Vereinigten Staaten. Was wir schon jetzt vor Amtsantritt von ihm hören, in völliger Missachtung unserer gewachsenen internationalen Ordnung, ist ziemlich krass. Stefan Kornelius spricht im Leitartikel der SZ letzte Woche ganz unverblümt von Irrsinn. Hier, nicht weit, im benachbarten Österreich, scheitern Parteien der Mitte dabei, Kompromisse zu finden. Den Regierungsauftrag hat jetzt ein Mann, der ohne Zögern sagt, die Politik habe nicht dem Recht zu folgen, sondern das Recht der Politik. Der Ukraine-Krieg dauert fast drei Jahre. Der Krieg in Nahost über ein Jahr. Und die eigentlichen Probleme der Menschheit werden auch nicht kleiner: der Klimawandel, die große Zahl von Flüchtlingen weltweit, das Artensterben. Auch wir als Kirchen sind derzeit viel mit uns beschäftigt und müssen schwere Fehler der Vergangenheit aufarbeiten. Das bindet Kräfte, die es dringend für anders bräuchte. Wer wenn nicht wir sind die Agenturen der Zuversicht?

Aber genau deshalb müssen wir jetzt über Zuversicht sprechen. Weil wir es unseren Kindern schuldig sind – und vor allem auch, weil Zuversicht viel mehr ist als der Daueroptimismus von Motivationstrainern oder als Wirtschaftswunderbegeisterung. Jetzt ist die Zeit für Zuversicht – davon möchte ich Ihnen erzählen. Ich möchte Sie mit in Geschichten von Zuversicht nehmen, werde Ihnen eindrucksvolle Menschen vorstellen, Sie mitnehmen auf eine kleine Reise in Vergangenheit und Zukunft - und dann werden Sie hoffentlich auch sagen können: Jetzt ist die Zeit für Zuversicht.

Ich habe in meiner Arbeit bei der Evang. Kirche Menschen mit ganz unterschiedlichen Leben kennengelernt. Ich bin ausgebildet als evang. Pfarrer. Es ist das Faszinierende an diesem Beruf, die unterschiedlichsten Menschen treffen und begleiten zu können. Ich war in Gemeinden im ländlichen Oberfranken und am Stadtrand von München – schon das ist Welten auseinander. Ich habe dann mit

Menschen aus anderen Ländern gearbeitet, die in Bayern leben und sich dort in den verschiedensten christlichen Gemeinden engagieren. Und noch später habe ich dann die internationale Entwicklungsarbeit der bayerischen Landeskirche geleitet. Ich war in Afrika und Südamerika und habe mit Kirchen dort gemeinsame Projekte entwickelt. Vor allem aber war ich viel im Nahen Osten. Die ältesten Kirchen der Welt haben in dieser Region ihre Heimat. Mit einem Hilferuf von Christen aus dem Irak begann es vor über 20 Jahren. Im Jahr 2004 war ich, ein Jahr nach Ende des Golfkrieges, das erste Mal in Bagdad. Ich habe dann viele Jahre die Krisen der Region miterlebt, eine Flüchtlingswelle nach der anderen, ich habe vor Ort gesehen, wie alte Dörfer um ihr Überleben kämpfen und Minderheiten um ihre Rechte. Ich habe hautnah erfahren, was ein Leben in Flüchtlingslagern bedeutet. Mit Spenden und Kirchensteuern aus Bayern wurden dort Schulen aufgebaut, Gesundheitszentren und sogar eine Kirche wiederaufgebaut.

Aus dieser Zeit möchte ich Ihnen eine erste Geschichte über Zuversicht erzählen. Sie spielt im Jahr 2015, also vor knapp zehn Jahren. Das Jahr ist wichtig, denn ein Jahr vorher, 2014, waren die Horden des sog. „Islamischen Staates“ über die Stadt Mosul und den Nordirak hergefallen. Am schlimmsten hatte es die Yeziden, Anhänger einer eigenen alten Religion, erwischt. In ihrer Heimat, den Sindschar-Bergen bei Mosul, wurde die Bevölkerung massakriert oder vertrieben. Die Bilder der Kolonnen zehntausender Flüchtlinge, die in sengender Hitze nach Schutz suchten, gingen damals um die Welt. Ein Jahr später nun war ich in den Flüchtlingslagern dieser Menschen. Wir hatten in einem der größten als Kirche einen Schutzbereich für Kinder aufgebaut.

Ich ging durch dieses Flüchtlingslager im kurdischen Nordirak. Es war unvorstellbar heiß. Männer und Frauen saßen unter improvisierten Dächern aus Plastikplanen und im Schatten der wenigen Bäume. Alle hier hatten Entsetzliches erlebt. – Ein Teil des Camps, der Kinderschutzbereich, war anders. Dort standen klimatisierte Container und größere Zelte. Da war ein Spielplatz, ein Basketballfeld. Kinder tummelten sich dort, man hörte ihre Stimmen. Ich wurde in einen Schul-Container geführt, mit knapp vierzig Kindern und ihren Lehrern und Lehrerinnen. Sie haben eine Aufführung eingeübt. Alle sind sauber angezogen, die Mädchen mit bunten Kleidern und sorgfältig geflochtenen Zöpfen. Gespannte Stille. Dann stehen drei Kinder auf und beginnen, mit einem Lehrer heftig zu streiten. Wütend, laut. Da geht plötzlich ein Mädchen dazwischen. Es wird ruhiger.

Ich verstehe die Sprache nicht, aber es ist ganz klar. Sie vermittelt zwischen den Kindern und dem Erwachsenen. Mit Erfolg. Streitschlichtung – das lernen die Kinder hier. Und sie zeigen mir als Gast, wie das geht: Gewaltfrei Streit schlichten. Ich sehe, wie stolz sie sind und glücklich. Alle haben Lust, was vorzuführen. Schubsen, treten, streiten und – reden, zuhören, klären. Das fühlt sich so gut an: den Kreislauf der Gewalt durchbrechen. Die Lage unter Kontrolle bringen. Anderen Sicherheit geben.

Und dann ist da Rousa, vielleicht acht Jahre alt. Sie trägt ein hellbraunes Kleid, eine glitzernde Haarspange im dunklen Haar. Sie hat sich bisher nicht beteiligt. Jetzt steht sie plötzlich auf, sagt etwas und schaut dann ernst aus dem Fenster, in eine unbestimmte Weite. Meine Übersetzerin flüsterte mir ins Ohr: „Rousa möchte ein Lied singen.“ In der Klasse wird es still. Rousa steht einen Moment da, mit ihrem Blick aus dem Fenster, und dann singt sie. Mit klarer Stimme. Es ist eine getragene, klagende Melodie, die Stimme geht unter die Haut. Alle lauschen. Manche Kinder sind ganz versunken. Ich verstehe kein Wort und spüre doch den Schmerz und die Sehnsucht in Rousas Lied.

„Sie hat von der Flucht gesungen“, sagt meine Übersetzerin, als das Lied zu Ende ist. „Von dem langen qualvollen Weg durch die Wüste. Wer alles gestorben ist in ihrer Familie. Von dem Schmerz, der über allem liegt. Und sie hat von der Oase gesungen, die sie jetzt gefunden hat.“ Ich höre das Lied von Rousa heute noch. Sehe sie vor mir, mit ihrem Blick in die Ferne. Sie besingt die Leidensgeschichte ihres Volkes. Der bodenlose Schmerz hat einen ersten Halt gefunden. Die quälenden Erinnerungen sind zu Versen geworden und einer tröstenden Melodie.

Was ich damals im Kinderbereich des Dawoodiya-Lagers im Nordirak tatsächlich gespürt habe, ist Zuversicht. Eine Zuversicht, die sich so ganz anders anfühlt als erwartet, eine Zuversicht, die tiefer gründet als das billige Versprechen „alles wird gut“. Nein, es war nie alles gut und es wird auch nicht alles gut. Das zu behaupten, ist keine Zuversicht, sondern Naivität. Aber Zuversicht verändert den Blick auf alles, sie ist im Wortsinn eine andere Sicht. Und das geht tiefer.

Viktor Frankl war ein Holocaust-Überlebender. Er wurde der Erfinder der Logotherapie. Seine wichtigste Erkenntnis war die Bedeutung des Sinns für die psychische Gesundheit des Menschen. Frankl beschreibt, wie Menschen selbst unter den schlimmsten Bedingungen Zuversicht bewahren können, wenn sie einen Sinn in ihrer Situation oder ihrem Leiden finden. Das zeigt doch: Zuversicht ist nicht nur eine Frage von Gefühlen, sondern berührt tief die Haltung eines

Menschen. Zuversicht entsteht, wenn wir die Kontrolle über das, was wir denken und wie wir handeln, zurückgewinnen.

Auch die Forschung zur Salutogenese kommt zum gleichen Ergebnis.

Salutogenese fragt, wie bleibt ein Mensch gesund. Sie fragt nicht, wie wird ein Mensch gesund, wenn er krank ist, sondern sie fragt, was ist wichtig, damit er gesund bleibt. Auch bei dieser Forschung spielten Holocaust-Überlebende eine große Rolle, in diesem Fall vor allem Frauen. Die Beobachtung war, dass etwa ein Drittel der Überlebenden von Konzentrationslagern im Laufe der Zeit zu einem normalen selbstbestimmten Leben zurückfand. Die Mehrheit schaffte es nicht. Warum war das so? Oder anders: Warum schafften es überhaupt Menschen, nach den Erfahrungen von Auschwitz wieder psychisch gesund zu sein? Das Ergebnis war eindeutig: diejenigen, die aus ihrem Erleben einen Sinn für ihr weiteres Leben ableiten konnten, die für sich einen Auftrag für die Welt fanden, die eine Deutung des Erlebten schafften, die kamen um Vielfaches besser ins Leben zurück. Ich habe einige Jahre auch in der KZ-Gedenkstätte Dachau mitgearbeitet, in der Evang. Versöhnungskirche dort. Ich habe dort viele Zeitzeugen erlebt, Menschen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, jungen Leuten von ihrem Leben im KZ zu erzählen. Wer so jemanden mal erlebt hat, der weiß, was mit dieser Sinnhaftigkeit gemeint ist. Das waren Menschen, die eine Botschaft hatten, die wussten, was Krieg und Faschismus bedeutet, und die andere davor bewahren wollten. Sie verkörperten Zuversicht, und das haben die jungen Menschen gespürt. Max Mannheimer mit seinem wunderbaren Humor ging in die Schulen und sagte: Ihr seid nicht verantwortlich für das was war. Aber ihr könnt Verantwortung dafür übernehmen, dass es nicht wieder passiert. Auf den Punkt – Sinnhaftigkeit und Zuversicht. Es ist tragisch, dass ihre Stimmen nun weitgehend verstummt sind, weil kaum noch jemand von ihnen lebt. Wie sehr fehlen uns diese Stimmen - gerade jetzt. Aber nun müssen wir die Fackel weitertragen.

Zuversicht hat eine therapeutische Kraft. Ich habe über meine Arbeit in Krisen- und Kriegsregionen Traumatherapie gelernt. Ich habe gelernt, was Gewalt mit Menschen macht. Hier sind heute viele Soldatinnen und Soldaten. Sie wissen, wie Kameraden, die von Auslandseinsätzen zurückkehren, manchmal mit ihren Erfahrungen zu kämpfen haben. Traumatisierung heißt, ich erlebe Todesgefahr, ohne die Möglichkeit zu kämpfen oder zu fliehen. Das brennt sich so im Gehirn ein, dass ein Mensch zunehmend das Gefühl haben kann, die Kontrolle über sein Leben zu verlieren. Was ihn dann beherrscht ist Angst und Enge. Rauskommen

kann man, indem man langsam wieder lernt, Kontrolle über sein Leben zu gewinnen, den Blick wieder weit werden zu lassen und die Todeserfahrung neu zu sehen. Eine neue Sicht zu finden auf das, was war und auf das, was ist. Zuversicht. Szenenwechsel. Kommen Sie mit auf eine kleine Zeitreise. Sie geht in das Kloster St Gallen in der Nähe des Bodensees. Wir sind im frühen Mittelalter, es ist kurz vor der ersten Jahrtausendwende. Die Menschen haben furchtbare Ängste vor dem, was das Jahr 1000 bringen würde. Denken Sie nur mal an die zweite Jahrtausendwende... Im Kloster St Gallen sitzt der Mönch Notker über einer Schrift aus der Spätantike. Die Schrift heißt „Trost der Philosophie“, geschrieben von einem Römer mit Namen Boethius, in der Untergangsstimmung des vergehenden Römischen Reiches. Der Mönch Notker sucht in dieser Schrift nach Antworten für die Untergangsstimmung seiner Zeit, der Jahre vor dem Millennium. Aber was er liest, macht ihn unruhig. Der Römer hatte geschrieben, es sei wichtig, nichts zu fürchten und nichts zu hoffen. An dieser Stelle macht der Mönch Notker im Text eine Notiz und gibt ihm einen anderen Spin. Um Bedrohungen standzuhalten, schreibt er, brauche es festen *mûot* – worunter man damals aller Seelenkräfte verstand – und es braucht *zûersicht*. Dieses Wort war neu, und es ist in der Notiz des Notker zum ersten Mal überliefert. Notker wollte sich nicht damit abfinden, dass der Spät Römer nur noch empfahl, sich dem Schicksal zu ergeben. Mut und Zuversicht waren Notkers Wortschöpfungen für eine neue Haltung, mitten hinein in die Untergangsangst der Zeit. Für ihn war das die christliche Alternative auf eine heidnische Philosophie. Nämlich Zuversicht als Haltung des Vertrauens, dass Gott seine Schöpfung erhält und dem Menschen das gibt, was zum Leben nötig ist.

Notker ist heute fast vergessen, aber sein Verständnis von Mut und Zuversicht zieht sich wie eine Lebensader durch die Geschichte des Abendlandes bis in die heutige Zeit. Martin Luther war tief geprägt von diesem Verständnis von Zuversicht und fand dafür ein Bild, das bis heute klingt: Und wenn ich wüsste, dass morgen die Welt untergeht, so würde ich heute ein Apfelbäumchen pflanzen. Das ist eine andere Haltung als „nichts fürchten, nichts hoffen“. Das ist ein Blick in Zukunft voller Vertrauen, einem Vertrauen, dass sich nicht daraus speist, dass die Zukunft golden ist, einem Vertrauen, das auch nicht resigniert vor einem kalten Universum, sondern einem Vertrauen, das eine Wurzel hat in Gott. Sie können das für sich anders nennen: Ein Vertrauen in die Kraft der Liebe, ein Vertrauen darin, dass die Schöpfung gut ist – was auch immer. Wichtig ist: Zuversicht ist eine

gestaltende Kraft, eine Haltung, die Zukunft verändert und sich nicht willenlos in ein Schicksal fügt.

Wir gedenken in diesen Jahr zweier Menschen, die das gelebt haben. Vorgestern war der 150. Geburtstag von Albert Schweitzer. Er war ein großartiger Gelehrter, Arzt, Musiker, Philosoph, Theologe. Er war Deutscher und Franzose und lehnte jeden Nationalismus ab. Seine Botschaft war die Ehrfurcht vor dem Leben: „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“ Er verkörperte Respekt vor Mensch und Natur in einer Zeit, in der kolonialer Rassismus herrschte und Naturschutz unbekannt war. Und er machte ernst: Er ging nach Afrika und gründete im heutigen Gabun sein berühmtes Krankenhaus Lambarene. Respekt vor dem Leben und tatkräftige Hilfe waren sein Verständnis von der Nachfolge Jesu. Die Augen nicht vor den Problemen zu verschließen, aber mit festen Wurzeln zuversichtlich voranzugehen, das war seine Haltung: „Auf die Frage, ob ich pessimistisch oder optimistisch sei“, sagte er einmal, „antworte ich, dass mein Erkennen pessimistisch und mein Wollen und Hoffen optimistisch ist.“

In diesem Jahr gedenken wir auch dem 80. Todestag von Dietrich Bonhoeffer. Bonhoeffer war evangelischer Theologe und Pfarrer, der u.a. in Berlin gewirkt hat. Aus einem tiefen, durchaus konservativen Glauben an Christus heraus kam er zu der Überzeugung, dass die Judenverfolgung der Nazis tiefes Unrecht ist. Nur wer für die Juden schreit, darf auch gregorianisch singen, schrieb er seiner evang. Kirche in der NS-Zeit ins Stammbuch. Gehört wurde er auch in der Kirche viel zu wenig. Er unterstützte den Widerstand um Oberleutnant von Stauffenberg und wurde nach dem Attentat vom 20. Juli verhaftet. Am 9. April 1945 wurde Bonhoeffer im KZ Flossenbürg ermordet. Was er hinterlassen hat, ist eine Botschaft der Zuversicht aus einer Zeit der Finsternis. „Zuversicht ist in ihrem Wesen keine Ansicht über die gegenwärtige Situation, sondern sie ist eine Lebenskraft, eine Kraft der Hoffnung, wo andere resignieren, eine Kraft, den Kopf hochzuhalten, wenn alles fehlzuschlagen scheint, ..., eine Kraft, die die Zukunft niemals dem Gegner lässt, sondern sie für sich in Anspruch nimmt. ... Mag sein, dass der Jüngste Tag morgen anbricht, dann wollen wir gerne die Arbeit für eine bessere Zukunft aus der Hand legen, vorher aber nicht.“

Von Bonhoeffer stammt auch der Text des berühmten Liedes „Von wunderbaren Mächten wunderbar geborgen erwarten wir getrost, was kommen mag“. Für viele Menschen ist das eines der schönsten und kraftvollsten Lieder über Zuversicht.

Sie haben hier in Bad Reichenhall die Zuversicht an Ihrer Kaserne. Es ist Teil der Stadtgeschichte, dass die frühere Wehrmachtskaserne nach dem Krieg als Lager für jüdische Flüchtlinge diente. Das DP-Lager hieß Tikwah. Und dieses hebräische Wort heißt nichts anderes als „Hoffnung“ oder „Zuversicht“. An der Alten Pforte der Kaserne erinnert die Aufschrift TIKWAH (תקוה) an diese Zeit, in der jüdische Menschen nur noch ihre Zuversicht hatten, um zu überleben.

Und heute? Ich glaube, jetzt ist die Zeit für Zuversicht. In einer Welt, die ins Rutschen kommt, braucht es eine Haltung mit festem Stand und mit weitem Blick. Zuversicht hat etwas Spirituelles und etwas Therapeutisches, es geht um Resilienz, um Lebensmut, um eine positive Grundhaltung. Zuversicht hat aber auch etwas immens Politisches. Es macht einen großen Unterschied, ob ich mit Angst Politik mache oder ob ich Mut mache für Lösungen. Man kann die Angst vor dem Klimawandel schüren oder man kann Lösungen zur Diskussion stellen. Man kann Angst vor Fremden schüren, vor Flüchtlingen, vor Muslimen, vor Juden – je mehr man sie zur anonymen bedrohlichen Masse macht, desto mehr Angst schürt man damit. Oder man sucht nach menschenwürdigen Lösungen. Es macht politisch einen entscheidenden Unterschied, ob Angst verbreitet wird oder Zuversicht.

Angst führt zu Enge – die Worte sind verwandt. Wenn der Blick eng wird, dann sehe ich nur noch die Gefahr, dann kann ich nicht mehr links und rechts nach Lösungen schauen, sondern bin im Tunnel. Einer solchen Politik treten wir als Kirchen entgegen, weil sie Menschen verachtend ist und lähmende Angst schürt, statt tatkräftige Zuversicht zu verbreiten.

Es gibt so viele Menschen, die Zuversicht leben. Ihre Geschichten machen Hoffnung. Der Spiegel hat kürzlich 100 solcher Geschichten veröffentlicht, eine besser als die andere.

Menschen, die sich engagieren.

Menschen, die neue unternehmerische Ideen haben,

Menschen, die an etwas glauben.

Menschen, die Respekt verkörpern.

Menschen, die hinter allen Fakenews sachliche Informationen aufbereiten. Von ihnen allen lebt unsere Demokratie. Weil eine Demokratie Zuversicht braucht.

Und zu guter Schluss: Zuversicht steht auch Ihnen allen gut. Sie hat die zauberhafte Energie, uns jung zu halten. Lassen wir uns also nicht Angst machen

und lassen Sie uns nicht alt aussehen. Zuversicht ist ein Jungbrunnen. Ich zitierte noch einmal Albert Schweitzer, den Arzt und Theologen: „Du bist so jung wie deine Zuversicht, so alt wie deine Zweifel.“

Herzlichen Dank!